

nicht nur die Stadtlandschaft von einst sichtbar macht, sondern das auch die Schicksale mit dem festen Griff des Erzählers bannt, wie ein glanzvoller Nachruf, wie ein würdiges Denkmal erscheinen.

Wir wünschen dem Weitgereisten, aber auch dem Heimatliebenden Wolf Justin Hartmann noch recht viele Jahre in Gesundheit und Schaffensfreude!

H. G.

Dieter Schug

„Miltenberg“

Zu einem Gedicht Georg Brittings.

Am 27. April 1964 starb Georg Britting, einer der Stillsten unter den Autoren der Gegenwart. Der 73jährige hatte seit 1921 in München gelebt, geboren war er in Regensburg. Auch als die Nymphenburger Verlagshandlung seit 1957 in sechs Bänden sein lyrisches und erzählerisches Werk gesammelt vorlegte, blieb es ruhig um diesen Dichter. Das hat an seiner eigenen allem modischen Bedürfnis nach Selbstdarstellung abholden, vornehmen Zurückhaltung gelegen – aber doch wohl auch daran, daß Kritik und Publikum lieber nach „problematischen“, sei es zeitkritischen oder weltanschaulich diskutierbaren Autoren greifen als nach denen, die nur im Sprachlichen Ereignis sind. Britting hat sich nicht zeitkritisch geäußert, weltanschauliche Debatten werden sich an seinem Werk nie entzünden. Sprachlich freilich ist er keineswegs harmlos: In Prosa und Vers besitzt er von Anfang an einen unverwechselbaren Ton, es gibt meisterhafte Geschichten und Gedichte von Ihm, und sein Hamletroman gehört zum Eigenartigsten, was die Erzählkunst der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Deutschland hervorgebracht hat.

Es mag geradezu wie eine illusionistische Abwendung vom aktuellen Zeitgeschehen wirken, daß im Jahre 1944 ein Versbuch Brittings erschienen ist, dessen Titel „Lob des Weines“ friedlich-heiteren Lebensgenuß verheiße. Britting wußte den Wein von Herzen zu loben. Aber er hat in denselben Jahren einen Totentanzzyklus von 70 Sonetten geschrieben („Die Begegnung“), der nicht minder eigenem Erfahren entsprungen ist – fürs Leben gezeichnet hatte der 1. Weltkrieg den Freiwilligen von Langemarck entlassen. Immer wieder stößt man in seinem Werk auf diese Polarität: Freude und Fülle des Daseins auf der einen, Vergehen und Verwesen auf der anderen Seite. Im „irdischen Tag“ – er hat Brittings großartigster Gedichtsammlung den Namen gegeben (1935) – steht eben beides nebeneinander. Und wer das Schöne der Natur und des Lebens rühmt, der darf darüber den Blick vor der Gegenseite nicht verschließen.

Im „Lob des Weines“ (noch nicht in der schmalen Erstausgabe, aber unter den Stücken, die Britting in zwei späteren Ausgaben dazugefügt hat) findet sich ein Gedicht, mit dem ich die Leser des „Frankenlands“ ein wenig verlocken möchte, nach den Büchern dieses Dichters zu greifen. Es heißt „Miltenberg“ und lautet folgendermaßen :

Schwarze Aale schwimmen im Fluß, das Tal und die Hänge
Glänzen von Korn und Wein, der Pfirsich gedeiht, und die Birne
Blickt durch das Laub im gesegneten Mainland. Steinerner Zierrat
Spielt um Kirchen und Türme, schöneren schmieden die Hähne,
Goldene Schnörkel, die Stadt glüht, und schwarz in der kühlichen Gasse

Steht der Gasthof „zum Riesen“. Kaiser und Könige tranken
Hier ihren Wein, es nippte vom Süßen glanzäugig die bleiche
Kurtisane im starrenden Mieder, die seidnen Prälaten
Lobten lateinisch den Weltlauf und nahmen vom Truthahn das Bruststück –

Kundige Männer, sie wußten das Rechte zu treffen! Verdrossen
Blickten die Kaufherrn drein, die sträubigen Bärte sich glättend,
Und in der Ecke hob der bestaubte Vagant seinen Schoppen
Mindern Jahrgangs und lauschte dem Trubel, der vornehm durchs Haus sang.

Immer noch wird im Kochbuch die Brust von jeglichem Vogel
Pfaffenschnitzel genannt: das Neidwort ging durch die Zeiten!

Britting gehört zu den wenigen, die in unserer Zeit antike Vers- und Strophenmaße so handzuhaben wußten, daß sie nicht äußerliches Gewand blieben, sondern inhaltsträchtige Form wurden. Unser Gedicht ist in Hexametern abgefaßt, die jedoch keineswegs in akademischer Starre akzentuiert werden können, sondern immer wieder von der natürlichen Wortbetonung verwischt werden und spielerisch die Satzzusammenhänge über die innere Zäsur und übers Zeilenende hinübertragen, bei aller Freiheit aber stets spürbar bleiben und den Ton bestimmen. In schelmischer Weise ist dieses gelehrt und würdig klingende homerische Versmaß, in dem doch so philologisch unbekümmert gemodelt wird, dem Inhalt des Gedichts angemessen. Schließlich loben die Prälaten ja lateinisch den Weltlauf – während sie sich zugleich als „kundige Männer“ das Bruststück des Truthahns nicht entgehen lassen!

Daran knüpft der Schluß an, der dem Genrebild von der mittelalterlichen Gasthofgesellschaft eine ebenso schelmische Wendung ins Zeitüberdauernde gibt: Das Neidwort vom Pfaffenschnitzel ist geblieben – immer noch (spinnen wir der Gedanken weiter) muß der Vagant, oder sagen wir schlicht: der, der sichs nicht leisten kann, mit dem „Schoppen mindern Jahrgangs“ und der weniger kostspieligen Mahlzeit vorlieb nehmen. Das wird im „Riesen“ heute nicht anders sein als damals, als Kaiser und Könige hier verkehrten.

Geblieben – und nun wird deutlich, wie das Ende mit dem Beginn des Gedichts korrespondiert, die historischen Einfälle im Mittelteil umrahmend – geblieben sind auch der Fluß, das Tal und die Hänge, überhaupt das „gesegnete Mainland“ mit seinem Korn, Obst und Wein. Und immer noch steht der Gasthof „schwarz in der kühlichen Gasse“, er, der die spielerische Vorstellung von Kurtisanen, Prälaten, Kaufherren und Vaganten ausgelöst hat.

Wir sprachen oben von der wiederkehrenden Polarität im Werke Brittings. Haben wir nicht in diesem Gedicht eine launige und ausgleichende Variante davon? Gegenwärtiges und Vergangenes durchdringen sich: das Vergangene ist in der Phantasie während einer schönen, behaglichen Stunde gegenwärtig geworden.